

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die arme Prinzessin.

Roman von Fedor von Bobeltik.

(Nachdruck verboten.)

1. Kapitel.

Führt den Leser in einen stillen Winkel der Mark und stellt ihm die Hauptpersonen dieser Geschichte vor; erzählt auch von allerhand Unflandesgemäßem.

Der Burgmüller hatte den Kleinen buckligen Isaaksohn, der ihm ein neues Gespann verkaufen wollte, bis vor die Haustür gebracht und blieb hier einen Augenblick stehen.

Ein märkischer Spätsommertag ging zur Küste, ein Tag voller Glut, an dem noch jetzt, zu beginnender Abendstunde, die Atmosphäre zu flimmern schien. Der Himmel war klar, und in seine einförmige Bläue mischten sich schon der Goldton und das reife Rot der sinkenden Sonne. Ueber den kleinen See wirbelte eine Wolke von Mücken. Die Fische sprangen im Wasser, und im Schilf stand der Storch, der oben auf der Hausfirst sein Nest hatte.

Der Burgmüller schob die Mütze von seiner Stirn. Gott, war das warm! Der Spätsommer schien nachholen zu wollen, was der Lenz gesündigt hatte. In der alten Linde vor der Tür bewegte sich kaum ein Blatt. Die Blätter hingen; es hatte lange nicht geregnet. Aber das war wiederum gut; da konnte man in aller Behaglichkeit die Ernte einfahren. Zwischen Wohnhaus und Mühle schob sich der Hof, von Ställen und Scheunen umgeben. Da heulte und johlte Schnauzert an seiner Kette, ein struppiges cholertisches Antier, dem die rote Kaze und die Sperlinge viel Schabernack spielten. Jetzt jaulte er, weil durch das offene Tor ein Wagen einfuhr, auf dem hochaufgepackt goldgelber Hafer schwankte. Die leuchtenden Pferde trugen ein Kummel mit Messingbeschlag, und die Sonne funkelte über das Metall.

Der Burgmüller stand jetzt mitten auf dem Hofe und rief dem Großknecht ein befehlendes Wort zu. Er war ein gefürchteter Herr und hatte die Augen überall. Befehlshaberisch war schon seine Erscheinung: die große massive Gestalt mit dem starken Bauernschädel auf kurzem, trocknem Halse. Das breite Gesicht war immer glatt rasiert und gewann dadurch an Charakteristik: eine ausgearbeitete Physiognomie voll Intelligenz und Verschlagenheit, Starrsinn und auch einem Zug von Gutmütigkeit. Ein Gesicht voll malerischer Wirkungen, mit schweren Tränensäden unter den Augen, stolzen Lippen und von blühender Farbe, fast rosig und mit einem leichten bläulichen Schimmer an Kinn und Wangen. Aber das sture, kurzgeschorene Haar war ganz weiß und sträubte sich voll und dicht wie eine Bürste.

So stand er da und gab seine Befehle: gemessen und knapp — immer nur ein Wort warf er hin; doch es klang wie ein Kommando. Er hatte manches zu tadeln; aber er lobte auch. Nur war das, was er lobte, nicht aus Menschenhand. Er zerbröckelte eine Aehre zwischen den Fingern und freute sich über die schweren Körner. Er sog einen Palm

herbor, der war schon geschnitten und doch so lang, daß er ihm bis über die Hüften reichte: ein Haferhalm. Der Himmel hatte die Ernte gesegnet. Ringsum waren viele Wetter niedergegangen, Hagelschlag und strömender Regen; die Felder lagen darnieder und das Getreide wuchs aus, und dazu kamen der Krost und die Mäuse. Ringsum klagten die Leute, und es stand mancher vor dem Bankrott. Aber hier unten im Tal der Ruthe wohnte das Glück. Mühselig hatten die Vorfahren arbeiten müssen, die Moortreden für die Kultur zu gewinnen und die Sümpfe freizulegen, in deren Schilfumrandung und Binsengestrüpp sich einst zur Zeit der großen Slawenkämpfe die vor der germanischen Eisenaust flüchtenden Sorben versteckt hatten. Man hatte mit fleißiger Hand gerodet und entwässert und der Mutter Erde ihren fruchttragenden Humus abgerungen, und nun reifte hier das Getreide und neigte sich unter der Last der Aehren, und die Rübe wuchs, und auf den Wiesen weideten die Kinder. Und was die Hauptsache war: der Burgmüller hatte eine glückliche Hand. Ja, das war die Hauptsache; denn auch andere mühten sich, und doch blieb ihnen der Segen fern.

Die Burgmühle war ein stattlicher Besitz. Sie hieß so nach der alten Burg Gohren, deren herbe, mit gutem Verständnis restaurierte Trümmermassen auf einem tannenbewachsenen kegelförmigen Ausläufer des Fläming sich türmten. Sie hieß so seit undenklicher Zeit und hatte seit Jahrhunderten mit ihrem plätschernden Mädelwerk die gleiche Familie ernährt. An Alter des Geschlechts mochten die Reschtes dem Fürstenhause fast ebenbürtig sein, das hier seßhaft war und zu dessen Leibeigenschaft sie dermaleinst gehört hatten. Der Burgmüller besaß so eine Art geschriebener Chronik, die war einem in Schweinsleder gebundenen Bibelfolianten beigeheftet, der glücklicherweise noch keinem findigen Antiquar vor Augen gekommen war. Denn wer etwas von alten Büchern verstand, hätte bald herausgefunden, daß der schweinslederne Einband einen der seltensten Wiegendrucke umschloß, und der Macht des baren Geldes konnte auch Gottfried Resche nicht immer widerstehen. So aber ruhte der Foliant wohlverwahrt in einem Schubfach der Kommode im Wohnzimmer und wurde nur zuweilen hervorgeholt, wenn der Kantor Fürbringer einmal herüberkam und dem Burgmüller half, die ungesügten verschörfelten Schriftzeichen auf dem vergilbten Papier der Chronikblätter zu enträtseln. Das war nicht so leicht, denn fremdartig wie die Handschrift mutete auch das verschollene Deutsch der Vorfahren an. Aber daß schon lange vor der Reformation auf diesem selben Fleck Erde die Burgmühle gestanden und ein Märten Resche hier gehaust hatte, als dienstbarer und getreuer Mahlmüller Seiner Gerechten des Burg- und Wildgrafen zum Gohened: das hatte man doch herausgefunden.

Die Zeiten hatten sich gewandelt. Der älteste Burgmüller in der Chronik schrieb sich noch Recze, ein Zeichen für die slawische Abstammung des Geschlechts, und die

Burg- und Wildgrafen des vierzehnten Jahrhunderts waren gefürstet worden und nannten sich heute Herren von Gotternegg. So hieß auch die Herrschaft und das Schloß, und nur die alte Burg nannte man immer noch den Gogen. Eine Höhenburg war sie vielleicht einmal gewesen: der Kantor sprach allerlei davon. War vielleicht in der Wendenzeit errichtet worden, als ein Sturmbock wider die Slawenflut. Aber man wollte auch wissen, es habe da oben einmal in grauen Tagen ein deutscher Ritter gefessen, der habe den Heiland verleugnet und zu Triglaff und Ezernebog gebetet — und daher der Name der Burg. Das war die romantische Version, die im Schwange war, und Prinz Jost und der junge Otto Reschke liebten sie am meisten, denn es wohnte etwas von heimlichem Märchenschreck in ihr, und wenn die beiden Kinder hinausschauten zu dem grauen Gemäuer im Tannenrauze, dann nahm auch ihre Phantasie Adlerflug und stieg in lustige Höhe. Der Gogeneck, der die Heiden befrieden sollte mit Schwert und Feuer, und statt dessen auf den Knien lag vor dem wendischen Idol mit den drei Köpfen: das war etwas für ihre jungen, so gerne in die blaue Wunderwelt schweifenden Geister. Was konnte den Ritter zu so ungeheuerlichem getrieben haben, zu wider Schändung des Heiligsten und daß er zu Göttern betete, vor denen ein Christenherz in Schauern verging? Jost und Otto wußten Bescheid: eine Wendenmaid hatte es ihm angetan, und wußten auch, wie wunderschön sie gewesen war, mit lang fließendem Haar und Augen wie goldene Sonnen, in denen ein Zauber wohnte, dem niemand widerstand.

Die Zeiten hatten sich gewandelt, während die Jahrhunderte vergingen wie Tage und Wochen. Von der Burgmühle des alten Märten Reschke stammte vielleicht nur noch die kolossale Untermauerung aus Feldsteinen her, die das Wasser des Flusses jenseits der Schleusen eindämmte und die im Winter wie die starre Wand eines künstlichen Eisbergs glänzte und sich von Lenzbeginn ab mit grünem Benuschhaar bekleidete. Die heutige Mühle und auch das Wohnhaus drüben, mit seinem hohen und steilen Ziegeldach und den Stuckschmuckeln über den Fenstern, war erst von Gottfrieds Vater erbaut worden. Und Gottfried selbst hatte ein übriges getan und für die Vervollständigung des Sägewerks und der Mühlenanlagen nach neuester Technik gesorgt und hatte das Holzgeschäft zur Blüte gebracht und den Landbesitz arrondiert und hätte sich auch Rittergutsbesitzer nennen können. Aber er blieb der Burgmüller.

Er ging quer hinüber nach dem Holzhof, auf dem es still war. Die Sonne brannte zwischen den aufgestapelten Bohlen, und auf einer Pyramide von Schlegelholz stand ein Hahn mit bunten Schwanzfedern und schaute auf seine weißgelbe Liebste hinab, die im Sande scharrte und sich wenig um den Gebieter kümmerte. Ein Zipfel des Sees stieß an den Hof, und hier lagen große Massen von Baumstämmen im Wasser, auf denen sich des Abends zuweilen die Frösche ein Stellbischein gaben.

Der Burgmüller ging weiter; er wollte hinüber zum Sägewerk. Aber da traf er auf seine Frau, die aus dem Kuhstall kam und stehen blieb, sich mit dem Rücken der Hand die Schweißtropfen von der Stirne wischte und fragte: „Wo steckt denn nun wieder die Grette? Hast du sie nicht gesehen, Gottfried?“

„Nein,“ sagte der Burgmüller, „aber wo wird sie sein? Drüben im Park.“

Frau Tilde Reschke schüttelte den Kopf.

„Es ist gut, daß sie fortkommt. Und auch für die Annermarie. Ach, laß man: ich weiß schon, du willst, daß ich Prinzessin sage oder gar Durchlaucht. Aber wir zwei haben uns doch nichts vorzumachen.“

„Es ist nur von wegen der Gewohnheit,“ meinte der Burgmüller sanft. Denn so herrlich er sonst auch war, er fand seiner Frau gegenüber immer ein begütigendes Wort.

„Die Gewohnheit wird mir schon kommen, wenn's an der rechten Zeit ist, Gottfried,“ antwortete sie. „Ich habe der Grette befohlen, sie solle dabei sein, wenn zum ersten Male mit der neuen Buttermaschine gearbeitet wird. Glaubst du, sie hat es getan? Es ging ja auch so; aber befehlt man denn immer bloß, daß doch nicht gehorcht wird?“

„Mutter,“ sagte der Müller, „wir wollen auf die letzten Wochen das Zanken lassen. Es führt zu nichts, und wir machen das Kind nur läckisch. Bei den Herrnhutern wird sie parieren lernen; da ist eine strenge Zucht. Und wenn sie wiederkommt, wird auch in Gotternegg manches anders

geworden sein. Kinder sind Kinder; aber wenn eine Prinzessin heranwächst, kommt sozusagen der natürliche Respekt von selbst.“

Er nickte wohlgefällig zu diesen Worten, und da er sah, daß der lahme Christian, der bei ihm im Ausgebirge war, mit einem Handwagen vorüberfuhr, auf dem ein Mehlsack lag, wandte er sich an diesen, indes die Frau weiterschritt. Der Burgmüller hatte Wichtiges mit dem lahmen Christian zu besprechen, dem er die ausgegeschriebene Nachtwächterstelle im Dorf zuschanzen wollte. Aber der alte Tagelöhner war schon wieder betrunken und gab so konfuse Antworten, daß ein Unterhandeln mit ihm nicht möglich war. Da wurde Reschke ärgerlich.

„Scher dich zum Geier, Saufaus!“ rief er. „Aber bringst du mir den Mehlsack nicht heil auf den Boden, kriegst du's mit mir zu tun! Teufel Donnerwetter, fannst du denn nicht von dem ekelhaften Schnaps lassen! . . .“

Christian grinste blöde und humpelte weiter, das Wägelchen gemächlich hinter sich herziehend. Der Burgmüller aber pflöpfte die Hände in die weiten Taschen seiner grauen Jade und ging mit finsternem Gesicht in die Sägehalle, deren offener Holzbau, von vier Pfeilern getragen, nach dem Flusse zu durch ein Geländer abgeschloffen wurde, das von wildem Wein und Geißblatt umrankt war.

Ein metallener Ton zitterte durch die Luft. Der eine der beiden Burschen, die in der Halle arbeiteten, trieb einen eisernen Keil in den riesigen Baumstamm, der auf dem Blockwagen der Gatterfäße lag. Er schaute auf, als er den Meister kommen sah, der langsam näher trat und mit der Hand die Straffheit der eingepaunten Sägen prüfte.

„Fester ziehen,“ sagte der Burgmüller und dann deutete er auf den Stamm. „Ist das noch immer von Nummer dreiundzwanzig?“

„Ja,“ antwortete der Bursche, „aber der letzte.“

Reschke nickte und sah zu, wie das Schaltwerk zu arbeiten begann, das den Bloß gegen die senkrecht stehenden Sägebänder trieb. Die blisenden Zähne türschten in das Holz hinein, und leise rieselte das Sägemehl zu Boden und blieb dort in sechs schmurgeraden weißen Streifen liegen.

Der Abend schritt vor. Im Westen glühte eine große Lohe auf, deren farbiger Widerschein das ganze Tal füllte. Aber der Burgberg mit seiner Tannenkronung lag schwarz in dem Meere von Licht, das sich wie in verschiebener Strömungen gleichsam übereinander schichtete und in seinen Reflexen wechselte; doch herrschte noch ein orangefarbener Ton vor, der an Schattenstellen zu einem bleichen Opal wurde. Ueber den Wiesen schimmerte es rötlich und auch schon blaß und dunstig vom ersten düstigen Gespinnst des Nebels, und der ferne Wald stand blau zum Horizont. Nur die Birkenreihe, die ihn begrenzte, bildete goldene Tupfen. Am Fuße des Gogenbergs erstreckte das Dorf sich in einer sanften Biegung, langgezogen wie eine Kurvenlinie, und die kleine hölzerne Kirche mit dem daneben stehenden Glockenturm, das war gewissermaßen der Schlupfwinkel auf der einen Seite, während auf der andern das Eisengitter des Schloßparkes beim Sonnenuntergang eine leuchtende Verzierung bildete. Vom Schlosse sah man wenig mehr als zwischen träge hängendem Wipfelgrün ein Aufblitzen der Fensterscheiben; aber das „alte Haus“ stand dicht an der Parkfliere wie ein zottiger und langweiliger Wächter, und auf seinem moosüberwucherten Mansardengiebel flimmerte ein roter Fleck, ein Stückchen Neudachung.

(Fortsetzung folgt.)

Zwischen Krieg und Heimat.

Aus den Siegestagen der 222. er.

In diesen Tagen ist ein Bäcklein erschienen, das viele unserer Leser gern in die Hand nehmen werden. In lebendigen, aus eigenstem Erleben, und zwar nicht nur körperllichem, sondern auch seellichem Erleben, geschöpften Schilderungen spricht ein Offizier zu uns, der als Leutnant und Kompagnieführer vierzehn Monate lang im Wesen und Osten Freud und Leid mit dem Regiment geteilt hat, das mehr als jedes andere mit tausend Tüden an unsere engste Heimat geknüpft ist; das einst in stolzen Tagen — die „Bischofweiler“ nannte man damals seine selbgarauen Krieger bei uns — zumeist aus biederer Bürgerstöhnen und Studenten bestehend, nach Vlandern zog und seitdem überall dort dabei ist, wo das Vaterland von seinen Braven das Schwerste forderte.

Das kleine Buch ist von einer starken persönlichen Note getragen, welche die ernststen und heiteren Dinge des Krieges ver-

steht und verinnerlicht, sie in charakteristischer Besonderheit schaut und in lebensvollem Bilderrichtum und fesselnder Klarheit zeichnet. Die Seele des Soldaten zu erfassen, ist dem Verfasser wirklich gelungen, — sei es, wenn er uns in Kampf und Sieg, Not und Tod und tobenden Schlachtenlärm führt oder freundliche Erinnerungen und Empfindungen und Stimmungen ausklingen läßt, die warme persönliche Anteilnahme erwecken und zu einem tieferen Verständnis des gewaltigen Kriegsgeschehens anregen. Darüber hinaus aber spricht das Buch mit bereitem Munde von dem Leben der Pflichten dort draußen und ist durchweht von dem starken Glauben an das Deutschtum und den endgültigen Sieg, der den deutschen Fahnen beiseiten sein muß. Aus dem Werk, das unter dem Titel „Der Kaiser rief uns in das Feld“ im Verlage von Fr. Billeßen, Berlin E. 19, zum Preise von 1 Mark erschienen ist, geben wir mit Erlaubnis des Verlags und des Verfassers, Leutnants Herbert F e i z, folgenden Abschnitt wieder, der gerade in den gegenwärtigen Tagen der Erwartung großer Dinge gelegen kommen möge:

„Aus dem galizischen Sommer wurde der galizische Herbst, aus der Offensive der Stellungskrieg. Der Unrast des Vorwärtsdrängens wich des Schützengrabendienstes ewig gleichgestellte Uhr. Statt der Fliegen in den Panzerhüten plagten uns nun in den feuchten Gräben an der Strüpa die Frösche; scharenweise hüpfen sie des Abends in unsere Unterstände hinein. Kühler und frostiger wurden die Nächte, länger ward ihre Dauer. Die Armees des Grafen Bothmer bereitete sich inmitten der verbündeten österreichischen Truppen zum Ueberwintern vor. Mich aber brachte man nach vierzehn Kriegsmo-naten ins Lazarett. Wochenlang lag ich in dem Etappenort weit hinter der Front, war nicht im Krieg und war nicht daheim, las und schrieb mich über die Langeweile der Tage und das Bohren der Schmerzen im Bein hinweg, geriet wohl auch in grübelndes Denken hinein. So mitten zwischen Front und Heimat, da lag es so nahe: bald waren die Gedanken hier, bald waren sie dort, bald wanderten sie rastlos, wägend und ver-gleichend, hin und her.

Mit Riesenschritten eilten wir schon dem Jahre 1916 zu; zum dritten Male sollte seit Kriegsbeginn die Jahreszahl sich ändern. Und noch kein Ende des blutigen Ringens abzusehen! Sind sie kriegsmüde, die Truppen draußen? Sind sie kriegsmüde, die anderen daheim? Und ich dachte der Flamme der Vaterlandsliebe, die im deutschen Volke emporloderten in den Augustwochen des Jahres 1914. Sind sie vergkommen? Sind sie gedämpft, oder erstickt gar in der Zeiten blutigem Lauf? Ist bei den Feldgrauen draußen die Stimmung noch stürmisch, dränge-ri-sch, wie sie uns beim Ausmarsch ins Feld beseele? — So hoch und verzehrend flammt sie nicht mehr; doch sie hat einem würdigen, heiligen Ernste Platz gemacht, ist gleichsam geläutert; eine Blut ist emporgewachsen, die nicht in lauten Menzgerungen spontan emporloht, die auch nicht in verbissenen Ingrimm die Zähne erkürischen läßt, aber die — bewußt oder unbewußt — in dem heiligen Gelübde sich erschöpft: Nichtswürdig die Na-tion, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre! Der rechte echte Geist des Durchhaltens! Kriegsmüde? O nein! Wohl gern den Frieden erwartend und dem Tage entgegenbarrend, da die Gloden von Turm zu Turm durchs Land erklingen im Jubelsturm, — aber in dem selbstverständlichen Bewußtsein, daß der Friede eine Genußgattung sei für die dahingefunkenen Kameraden und all die Opfer an Blut und Leben, die sie da draußen am tiefsten und besten erweisen können, wirklich und reichlich aufwiege. Ein Friede, der der Ehre des deutschen Volkes ent-spricht. Der den Feinden auf immer die Lust nimmt, meuchlings über uns herzuwällen. Der das Vaterland schützt, wie sie jetzt draußen das Vaterland schützen. Kein abgestumpftes Verzichten: was hilft's, niemand kann dem Tode entziehen, — sondern ein gläubiges, erfolgicheres, starkes Wissen: und wenn die Welt voll Teufel wär' und wolt' uns gar verschlingen, so fürchten wir uns nicht so sehr, es muß uns doch gelingen! Wie heißt es doch in dem Weihnachtsgruß des Grafen Bothmer in die deutsche Süd-armee? Aus der tiefsten Seele sprach der Feldherr seinen Soldaten:

Ihr fragt mich wohl: Wann wird der Friede kommen,
Wann winkt die Heimkehr uns zu Weib und Kind,
Von deren Augen, unsrer treu gedenkend,
Am Tag des Herrn die Träne niederrinnt?
Ich will es euch mit eurem Kaiser sagen:
Noch ist die Stunde fern, die Friede bringt.
Sie naht sich erst, wenn auf die Knie nieder
Ihr Deutschlands, Oesterreich-Ungarns Feinde
zwingt.

Erst wenn sie bittend ihre Hände heben,
Die Mord und Tod in uns're Reich'n gesandt,
Nicht eher legen wir die Waffen nieder.
Dann wirst du ruhig sein, lieb Vaterland!
Und wenn sie schlägt, die froh begrüßte Stunde,
Die euch den Lieben in d'r Arme führt,
Vergeßt dann nicht in seligem Frohlo-den,
Wem euer Dank für dieses Glück gebührt.

Dann sollt auch ihr die Knie betend senken,
Nicht vor dem Feind, nur vor dem höchsten Gott,
Der mit uns war, als eine Welt von Feinden
Mit Untergang das Vaterland bedroht.

So der Soldat! Und die daheim? Gewiß: auch dort vor-herrschend der eisenfeste Wille: so lange wir um Haus und Hof kämpfen, geht uns der Atem nicht aus. Der eiserne Wille zum Siege, zum Auf-die-Knie-zwingen der Feinde. Aber sind da nicht auch Kleingläubige am Werk, welche die Ehre des deutschen Reiches und Volkes hintanhängen lassen möchten hinter ihren fleinlichen und nichtigen Sorgen des täglichen Lebens? Denen es wichtiger dünkt, ein Pfund Butter billiger zu be-zahlen, als daß die unumgänglichen Sicherheiten geschaffen werden für einen dauernden ehrenvollen Frieden, unter dem deutsche Arbeit wieder gedeihen und deutscher Fleiß wieder emporstreben kann? Wie ist es möglich, daß solcher Geist daheim, wenn auch Gottlob nur vereinzelt, aufkommen kann? Beginnt sich eine Kluft aufzutun zwischen dem deutschen Volk in der Heimat und dem deutschen Volk, das draußen, mit der Waffe in der Hand, im selbgrauen Noth des Kriegers, die Heimat schützt und verteidigt? Zwischen Krieg und Heimat liege ich hier und lausche hin und lausche her. Und es spricht zu mir: Fenen halben Seelen zu Hause geht es zu gut, sie merken zu wenig vom Kriege! Sie haben es noch gar nicht erfährt, was es allein bedeutet, daß die deutschen Heere den Feind vom Vaterlande ferngehalten haben, daß nicht in deutschen Dörfern und Städten die Kriegsfurie wütet und die Brandfackel der Kosaken sengt. Sie kennen kaum vom Hörensagen das unennbare Elend zerstörter Dörfer, nieder-gebrannter Städte, von Haus und Hof vertriebener Bürger, zer-stampfter und zerwählter Kluren. Um unsrer Hof und um unsrer Haus geht der Kampf! Noch immer! Lernt das begreifen, ihr Kleingläubigen, fragt die ostpreussischen Bauern, aber denen die Kussengeißel schwaug! Den Feinden die Möglichkeit zu nehmen, daß sie deutschem Haus und Hof je wieder zu nahe treten, das ist unsrer Kampf. Den Frieden, den ihr meint, den habt ihr ja längst: in der Kneipe sitzen, essen und trinken und einen Walzer oder Gassenhauer anhören zu können, und daß nur ja das fetle Wohlleben nicht gestört wird: fürwahr auch ein „Ideal“! Daß reiner Tisch gemacht werden muß, damit des deutschen Volkes Schwirgen sich frei und ungehindert entfalten können, das begreift ihr in euren kleinen Hirne nicht. Unverständlich, selbstische Ein-tagsmenschen, meint ihr wohl, für das Geschlecht nach uns könnte ja auch noch ein Teil Arbeit übrigbleiben. Als ob es sich um die Arbeit selbst und nicht in erster Linie um den Erfolg, den dauernden Erfolg der Arbeit handele! Und so mischt ihr euer Mißgetön hinein in die große einrige Stimme des deutschen Volkes, die doch dasselbe ruft wie die Stimme des Heeres im Felde. Eure Stimme darf wahrlich nicht zu hören sein, wenn anders wir mit Recht von einer Auferstehung des deutschen Volkes sprechen wollen.

Man sagt wohl, die Menschen seien ein Produkt ihrer Um-ggebung, und in gewissem Sinne mag das zutreffen. Kommt es daher, daß die halben Seelen nicht im Felde draußen, sondern in der Heimat zu finden sind? Als wir draußen zuerst in den Zeitungen lasen, daß sich in Deutschland zur Kriegszeit, wie sonst, in Bier- und Weinhäusern eine ungezählte Menge dränge, die Auslagen und Verkaufstische der Warenhäuser dicht unlagert seien, daß die Reichshauptstadt in alter Ueberfülle des Lichter-glanzes erstrahle, Geigenklang und Trommellang aus den Kaffee-häusern in die nächtlichen Straßen hinausichalle, — da empfanden wir wohl zuerst etwas wie Stolz. Doch gar bald wurden wir des Mißklanges inne. Und in leserischen Stunden wünschte wohl der eine oder andere verflohen, daß der Teufel dieses Volklein etwas fester beim Kragen packe, auf daß es ihn vielleicht früher und von dem Ernste der Zeit merke. Ein seltsamer Mißklang schien es uns, daß man daheim Sektproppen knallen lassen und Feste feiern könne, — in derselben Stunde und in derselben Minute viel-leicht, in der draußen auf blutgetränktem Schlachtfeld Hunderte ihr Leben da für lassen und Tausende da für bluten, daß man zuhause dem allen ungestört nachgehen kann! Wir fahnen das einfach nicht. Und wir meinten wohl fragend, ob die zuhause sich dieser Zwiesältigkeit der Ereignisse bewußt seien?

— — — Fragen: ungelöst! Gedanken und Erinne-rungen vom Krankenbette des Lazarett's! Draußen im Schützengraben verschwinden sie eben so schnell wieder, wie sie bligartig nur aufstauten. Dort draußen ist das Bild der Heimat rein und wunderbar verklärt. Die Heimat ist dem Soldaten das Voll-kommenste, Schönste und das Ziel seiner Sehnsucht. In der Liebe zur Heimat wurzelt sein Soldatentum. Es ist kein Zufall, daß unzählige von Soldatenliedern die Heimat besingen, daß aus den Unterständen des Schützengrabens wie aus den Reihen der Marsch-kolonnen immer wieder das Lob der Heimat hundertfältig erklingt, das Lob der Heimat, die Liebe zur Heimat und die Sehnsucht nach der Heimat. Die Heimat zu schützen, zogen wir hinaus; weil wir sie erfolgreich schirmten, sind wir ferne von ihr. Und so grüßen und suchen wir sie in Wort und Lied, bis uns der Kaiser zurückruft. Dann ist unsere doppelte Sehnsucht erfüllt: die Heimat ist sicher vor Feindesmacht und -tude, und die Heimat ist wieder unser, sie hat uns wieder. Und verkommen summt in stiller Nacht auf einsamem Posten der deutsche Soldat:

O du Heimatflur, o du Heimatflur,
Laß zu deinem sel'gen Raum
Mich noch einmal nur
Entsich'n im Traum . . .

Was die Schwalbe sang,
Die den Herbst und Frühling bringt,
Ob das Dorf entlang
Das jetzt noch klingt . . . ?"

Vermischtes.

• **Handgemenge im Schützengraben.** Sehr häufig lesen wir in den Berichten des Hauptquartiers von dem Eindringen des Feindes in einen deutschen Graben und von Nachkämpfen, die sich im Anschluß hieran entwickeln. Eine außerordentlich anschauliche, dramatische Schilderung des Verlaufes eines solchen Nachkampfes gibt ein Mitkämpfer der Schlacht von Arras (im Mai und Juni 1915): „Am 16. Juni gelang es den Franzosen, auch in einen Graben eines bayerischen Infanterie-Regiments östlich Arras hineinzu kommen. Möglich war das nur dadurch, daß kurz vor dem Angriff zwei Maschinengewehre durch Granaten verschüttet worden waren und nicht mehr rechtzeitig ausgegraben werden konnten. . . Was sich nicht vor den eindringenden Franzosen in Sicherheit zu bringen vermochte, wurde von diesen niedergemacht. Der Gegenangriff unsererseits setzte sofort ein, um die Eindringlinge wieder hinauszuverwerfen. Der Anblick ihrer hingemordeten Kameraden verfestete unsere Leute in eine derartige Raserei, daß das, was nun folgte, nur als Ausfluß höchster Erbitterung zu verstehen ist. Jedem blühte das grifffeste Messer in der Faust. Mit Handgranaten wurde der erste Raum geschaffen. Dann folgte im engen Graben das entsetzlichste Handgemenge. Auf und nieder fauste die mit der blanken Waffe bewehrte Faust. Die Hintere besorgten mit Handgranaten die größte Arbeit, die Vorderen stachen nieder, was übrig blieb; mitunter besorgten sie auch beides zugleich. Die entsetzten Franzosen verbargen sich in den Unterständen. Mit Gewalt suchte man die versperrten Türen einzudringen. Sie widerstehen, und die eingeschlossenen Feinde beginnen, durch die Türen durchzuschießen. Schnell entschlossen wird eine Handgranate vor die eine Tür gelegt. Sie sprengt sie auf. Und in den Haufen Dahinterstehender fliegt Handgranate auf Handgranate, alles zerklegend; die letzte Arbeit besorgt auch hier das Messer. Entsetzt versuchen an die 150 Feinde durch eine Sappe zu entweichen; die Maschinengewehre mähen sie nieder. Raum drei vermögen zu entkommen und die Kunde von dem graufigen Gemetzel ihren Kameraden drüben zu bringen.“ Solche Schilderungen sind freilich geeignet, den oft einformig anmutenden Krieg an der Westfront in anderem Licht erscheinen und ahnen zu lassen, welche Fülle von Heldentum da drüben Tag für Tag bei unseren Kämpfern sich offenbart. Wir finden diese spannende Episode in Heft 65 der Zeitschrift „Der Völkerring“ (herausgegeben von E. P. Baer, Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart) bei Darstellung der großen Frühjahrsoffensive der Engländer und Franzosen. Auch das soeben erschienene Heft 66 ist reich an lebendigen Schilderungen und zwar aus den Argonnenkämpfen im Juni und Juli 1915. Die Chronik bringt zu ihren Ausführungen immer Karten und zahlreiche Bilder.

• **Die Rindhölzchen in den Wiener Kaffees.** Auch an den Wiener Kaffeehäusern sind die Stürme unserer Zeit nicht spurlos vorübergegangen. Einmal nach dem anderen mußte es der Wiener Kaffeehausbesucher erleben, wie man ohne jede Rücksichtnahme auf die bisherige Behaglichkeit seines trüblichen Daseins in seine ältesten Gewohnheiten eingriff. Nun droht ein neuer Schlag: die „Markföre“, die etwa den Rang des norddeutschen Jatzkellners innehaben und die, wenigstens im größten Teil der österreichischen Kaffees, für die den Gästen zur Verfügung stehenden Streichhölzchen aufkommen mußten, weigern sich von nun ab, ihre jetzt ohnedies so knappen Einnahmen weiterhin noch durch diese Zugabe zu verringern. Augenblicklich gehen zwischen den Kaffeehausbesitzern und den rebellischen Markfören die Verhandlungen vor sich. Aber es scheint, daß ein großer Teil der Wirtin ihren Angestellten recht geben und nicht weiter darauf dringen werden, daß die Kellner auch jetzt während der Kriegszeit noch die Streichhölzer aus ihren Einnahmen bezahlen sollen. Doch schwingen sich die Herren Besitzer nicht zu dem Edelmut empor, das Streichholzwesen, mit dem allerdings von Seiten des Publikums gelegentlich recht viel Mißbrauch getrieben wird, in seiner bisherigen Form aufrecht zu erhalten; sondern man wird es wahrscheinlich so einführen, daß von nun an auf je zwei bis drei Tischen ein Bündlein steht, oder daß seitlich an den Wänden Dauerbrenner, wie man sie aus den Zigarrenläden kennt, angebracht werden. Dann wird der Wiener Kaffeehausbesucher noch mehr zu „raunzen“ haben. . . .

• **Die Maschinenschreiberinnen als englische „Kriegsgefangene“.** An die Verschwiegenheit der Frauen glaubt man in England unter keinen Umständen. Und da das englische Kriegsministerium zahlreiche Maschinenschreiberinnen mit Arbeiten beschäftigt, sind diese jungen Damen einfach als eine Art „Kriegsgefangene“ im Ministerium interniert. Die Damen bekommen dort Logis und Kost, beides sehr gut, doch hinaus dürfen sie unter keinen Umständen, da man glaubt, sie könnten wichtige Kriegsgeheimnisse ausplaudern. Sie werden sogar streng bewacht, damit sie auch keine verdächtigen Briefe schreiben oder Zeichen geben können.

Büchertisch.

— **Deutscher Wille (Kunstwart).** Zweites Februarheft. (Kriegsausgabe zum ermäßigten Preis. 3 Mark vierteljährlich. Verlag von Georg D. W. Callwey, München.) Im Leitartikel des Heftes weist Ferdinand von Arnim die Angriffe zurück, die namentlich aus Münchener wirtschaftlichen und kunstgewerblichen Kreisen gegen das von der Dürerbund-Werbekund-Gewissenshaft herausgegebene „Deutsche Warenbuch“ gemacht wurden. Professor Dr. O. Wulff, Berlin, setzt sich in einem Aufsatz „Gegen die Herabsetzung der Renaissance“ mit den Anschauungen Karl Scheffers über das Wesen der deutschen Kunst auseinander. Interessant sind die Ausführungen des niederländischen Lehrers J. W. Gerhard „Gibt es Kulturvölker?“ Er vergleicht die Grundlagen der Kultur Deutschlands mit denen seiner Gegner, besonders die Volksschule und die Volkskulturbestrebungen. Er erkennt Deutschland in beidem den ersten Rang zu. Ein Walte stellt in einem Aufsatz über „Leiten, Giten und Deutsche im Baltikum“ das Verhältnis der Baltischen Deutschen zu der Urbewohnerung dar, wie es sich in den letzten Jahrzehnten gewandelt hat und in welcher Weise eine Lösung der Gegensätze zu erwarten sei. Wolfgang Schumann bespricht in einer Fortsetzung der Aufsatzreihe „Bücher der Zeit“ eine Anzahl größerer Werke über die gegenwärtige Weltlage. Malcan zeigt, anknüpfend an die merkwürdige Erscheinung, daß in dem bekanntlich so unmissalischen England gerade die Heilsarmee Hervorragendes in der Musik leistet, wie sich die wirtschaftlichen und sozialen Grundlagen, deren Gesundheit die Vorbedingung für das Gedeihen einer volkstümlichen Kunst und Kultur ist, in England seit dem Mittelalter zunehmender des Volkes verschoben haben. Eine reichhaltige Rundschau behandelt eine Anzahl von Themen aus den verschiedenen Gebieten der Kunst und Kultur. Dem Heft beigegeben ist die farbige Wiedergabe eines Farbenhölzschmittes von Walter Klemm. Außerdem Abbildungen zu der Besprechung des neuen Werlbund-Jahrbuchs.

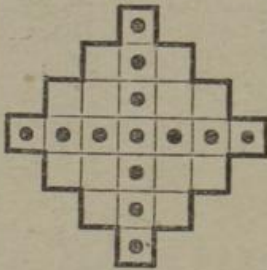
— **Das Modell.** Roman von Richard B. o. f. Preis 1 Mk., gebunden 1,75 Mark. Verlag von Otto Janke, Berlin S.W. Im Mittelpunkt dieses Romanes steht ein Mädchen aus Saracenesco, deren Charakter die orientalische Herbsheit und Zurückhaltung ihres Volksstammes bewahrt hat. Ein deutscher Maler, vom Schicksal in diese Saracenenkolonie verschlagen, erweckt sie zum Bewußtsein ihrer großen Schönheit. Sie wird sein Modell. Die Konflikte, die sich hieraus ergeben, sind spannend und doch vornehm.

— **Das U-Boot (Motor-Tauch-Schiff).** Die technische Entwicklung und Anwendung der Unterseeboote, ihrer Motoren, Torpedos usw. in gemeinverständlich, reich illustrierter Darstellung. Verlag Rastina & Co., G. m. b. H., Berlin. Preis kart. 3 M. — Was über U-Boote, insbesondere über feindliche und neutrale Tauchboote bekannt geworden ist, darüber unterrichtet dieses neue Buch in einer erschöpfenden und jedem verständlichen Weise. Das in dem Buche zusammengetragene Material ist nicht etwa färglich. 104 Großquartseiten mit über 100 Abbildungen geben ein getreues Bild der Entwicklung des Tauchbootes von den geschichtlichen Anfängen an bis auf die neueste Zeit. Selbst die letzten feindlichen und amerikanischen Tauchbootentwürfen, die teils während des Krieges fertiggestellt werden, sind berücksichtigt. Besondere Abschnitte sind dem U-Boot-Motor, dem U-Boot-Betrieb, den Fahrten und Erfolgen, den Hebe- und Mutterchiffen, Torpedos und der Abwehr gewidmet. Neben zahlreichen photographischen Aufnahmen und technischen Zeichnungen sind es namentlich die aus englischen und amerikanischen Blättern übernommenen Bilder über den deutschen U-Boot-Krieg (Versenkung der „Lusitania“, „Aboukir“, „Creffly“, „Doque“ u. a.), die uns interessieren, weil sie zeigen, wie sich in den uns feindlichen und amerikanisch-neutralen Köpfen die Tätigkeit unserer U-Boote malt.

— **Band Nr. 1050 von Kürschners Bücherschatz Prinzessin Marias Liebe,** Roman von B. von der Landen. 111 Seiten Umfang, Preis 20 Pf. Hermann Hilger Verlag, Berlin W 9, Potsdamer Straße 124/125.

Diamanträtsel.

In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben a e e e e e e e e e f g g l l l p r r r r s a t t w z derart einzutragen, daß die wagerechten Reihen folgendes bedeuten:



- 1. Einen Konsonanten.
- 2. Sagenhaftes Wesen.
- 3. Dalbinsel im Westen von England.
- 4. Deutschen Dichter.
- 5. Waffe der alten Deutschen.
- 6. Ein Mineral.
- 7. Einen Konsonanten.

Die senkrechte und wagerechte Mittelreihe ergeben das Gleiche. Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Schach-Aufgabe in voriger Nummer!
Weiß. 1. S e 5 — d 7 g Schwarz. K nimmt Bauer.
2. D g 3 — b 8 † K b 7 — a 6
3. D b 8 — b 6 † T nimmt D.
4. S d 7 nimmt c 5 † K a 6 — a 5.
5. Bauer setzt Matt.